Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 6

Artikel: Menschen vor dem Schalter : Erlebnisse eines Postbeamten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074071

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Menschen vor dem Schalter

Erlebnisse eines Postbeamten — Von *

Fast jeder Bub schwärmt eine Zeitlang für Eisenbahnen und Postautos. Verhältnismäßig wenige aber bleiben dieser Schwärmerei auch als Erwachsene treu, indem sie den Beruf eines Bähnlers oder Postchauffeurs ergreifen. Wieviele sammeln während der Schulzeit Briefmarken, ohne je auf den Gedanken zu kommen, diese Vorliebe bei der Berufswahl irgendwie zu berücksichtigen!

Bei mir war das anders: Einzig und allein meine Leidenschaft für Briefmarken brachte mich auf den Gedanken, die Laufbahn eines Postbeamten zu wählen. Zwar hatte ich von diesem Beruf nicht die leiseste Ahnung. Das einzige, was ich wußte, war die Tatsache, daß der Postbeamte mit den von mir so geschätzten farbigen, gummierten Zettelchen zu tun hat. Das genügte mir.

Als ich die gestellten Anforderungen hinsichtlich Alter und Schulbildung erfüllte, setzte ich mich hin und schrieb meine Anmeldung an die PTT. Genau die Hälfte unserer Handelsschulklasse trat zur Prüfung an. Einige meiner Kameraden bekamen nach wenigen Tagen den bekannten Brief «Wir bedauern ...». Nur unser vier mußten etwas länger warten und erfuhren dann, daß wir die Prüfung bestanden hätten. Meine Genugtuung über den Erfolg war doppelt groß, hatte doch unser Klassenlehrer, während wir Angemeldeten im Examen schwitzten, den andern verkündet, ich werde ja die Prüfung sicher niemals beste-

hen, denn ich sei viel zu faul. Und nun hatte ich gar das beste Resultat aller Kandidaten erreicht!

In einem dreiwöchigen Einführungskurs wurden wir auf unsern künftigen Beruf vorbereitet. Wir waren nicht wenig überrascht von der Weitschichtigkeit der Aufgaben eines Postbeamten und seufzten über den riesigen Stoß von Vorschriften, die man uns zum Studium aushändigte. Da hatten wir geglaubt, das Lernen sei mit dem Schulaustritt vorbei...

Zu dieser theoretischen Einführung gesellte sich gleich von Anfang an die Praxis in einer größeren Stadt der Ostschweiz. So hatten wir unter der Aufsicht eines erfahrenen Beamten den Paket- oder den Briefschalter zu übernehmen. Die Tarife (es gab damals für Pakete noch drei verschiedene Ansätze: für den Lokalverkehr, für Distanzen bis 45 km, und darüber) gerieten in unsern Köpfen noch ziemlich durcheinander, so daß wir über die Assistenz des älteren Kollegen recht froh waren. Fast unerträglich wurde jedoch das Lampenfieber, wenn nach getaner Arbeit die Kasse aufgenommen werden mußte. Jeder Schalterbeamte arbeitete nämlich mit einer eigenen Kasse und war dann auch für allfällige Fehlbeträge verantwortlich.

Gegen Ende des Einführungskurses traf die Mitteilung der Direktion ein: «Sie werden für den ersten Teil der Lehre dem Postbüro Soundso zugeteilt». Endlich war die erwartungsvolle Spannung gelöst. Seit man uns benachrichtigt hatte, wir seien als Lehrlinge angenommen, war ja das Rätselraten um den künftigen Dienstort und das Abwägen der in Frage kommenden Plätze nie verstummt. Nun wußten wir, wo wir die nächsten Monate zubringen würden. Die einen waren enttäuscht, die andern hocherfreut. Zwei von uns vieren waren berühmten Kurorten zugeteilt worden, während die beiden andern ihr erstes Lehrjahr in einem ganz gewöhnlichen Kaff, aber immerhin fern von zu Hause, absitzen mußten.

Am Ende der dritten Woche verstauten wir die vielen Vorschriften, Erlasse und unverdauten Notizen in unseren Koffern und strebten unseren ersten Dienstorten zu. Was jetzt beginnen sollte, war also der Ernst des Lebens.

Herr Graf wünschen?

Am Montag früh stellte ich mich mit klopfendem Herzen am Schalter der kleinen Postfiliale des mondänen Sommer- und Winterkurortes als neuen Lehrling vor. Die Begrüßung war sehr freundlich. Sogleich übergab man mir eine Kasse, für deren Inhalt ich fortan verantwortlich sein sollte und ließ mich ganz unzimperlich nach ein paar Minuten schon auf das Publikum los. Dabei war ich doch alles andere als meiner Sache sicher und hatte noch so eine Art Wiederholungskurs erwartet.

Mein erster Kunde sah sehr bedeutend aus: Er trug ein Monokel und einen überflotten Scheitel. Und er war mindestens zwei Meter lang. Als er aber den Mund auftat, mußte ich beinahe lachen: Mit Schriftdeutsch zwitschernder Fistelstimme verlangte er vier Dreißigermarken und schob mir einen Brief nach Deutschland zum Einschreiben zu. Natürlich gab es sogleich Komplikationen! Er wollte eine Quittung haben, und ich wußte weder, wo so ein Zettel zu finden war, noch, ob ich etwas dafür verlangen mußte oder nicht. – So schwamm ich also wacker drauf los und ließ mich von meinem erfahrenen Kollegen immer wieder aus dem Dreck retten. Als aber der Baumlange das Lokal verlassen hatte, meinte mein Meister feierlich: «So, und nun merken Sie sich: das war ein waschechter, leibhaftiger Graf!»

Da wir mitten im Zweiten Weltkrieg standen, fehlten in den schweizerischen Kurorten die ausländischen Gäste fast ganz. Mein Dienstort allerdings bildete da eine Ausnahme, da er in seinen Sanatorien zahlreiche Ausländer beherbergte. Zu meinem Bedauern konnte ich dennoch meine Sprachkenntnisse kaum an den Mann bringen, da das Hochdeutsche gerade damals daran war, sich eine recht unangenehme Vorherrschaft zu erobern. Vor allem wer Englisch sprach, hatte nichts zu lachen. Er zog den Kopf ein und drückte sich durch einen Nebenweg davon, wenn die lärmenden Horden der Vertreter des «großen Kantons» daherkamen, um bei irgendeinem Volksgenossen beim Eintopfgericht mit Hurra- und Heil-Gebrüll einen neuen Sieg zu feiern. Ein Engländer mied wenn immer möglich diesen Kurort, der damals nicht zu Unrecht als Hochburg der Nazi bezeichnet wurde.

Traurig aber wahr

Unglaublich arrogant gebärdeten sich diese «Herren der Welt» in unserem neutralen Land: Einmal stand ein älterer Mann mit béret bas-

que und Spitzbart am Schalter. Seine weltweite Korrespondenz ließ er stets einschreiben, was zu jener Zeit durchaus üblich war. Als die zahlreichen Empfangsscheine ausgestellt waren, wies er noch eine ganze Reihe internationaler Antwortscheine zum Umtausch gegen Briefmarken vor, und als dieses Geschäft getätigt war, legte er mir schließlich noch ein Telegramm zur Aufgabe vor.

Hinter unserem Kunden, den wir längst als stillen und bescheidenen Insassen des jüdischen Sanatoriums kannten, tänzelte während dieser längeren Wartezeit ein hier niedergelassener, weit weniger stiller und bescheidener Bürger von «draußen» von einem Bein auf das andere. Und als der Mann im béret seine Postgeschäfte erledigt hatte und sich anschickte, die Schalterhalle zu verlassen, ließ der Anbeter «Großdeutschlands» seinem Ärger freien Lauf und rief in unser Postbüro herein: «Schmeißt das verfluchte Judenpack doch raus!» – Wir durften es nicht wagen, etwas darauf zu entgegnen, denn das hätte seine Konsequenzen haben können. Aber am liebsten hätten wir den unverschämten Kerl links und rechts geohrfeigt.

Wir ärgerten uns damals auch weidlich über unser Telegraphenrufzeichen, mußten wir doch unsere Gegenstation stets ausgerechnet mit den Buchstaben KDF, also mit der Abkürzung für die Nazi-Organisation «Kraft durch Freude» aufrufen. Besonders widersinnig erschien uns das, wenn die Telegramme, was öfters vorkam, an im Exil lebende gekrönte und andere Staatsoberhäupter besetzter Länder gerichtet waren. Bei uns aber bedeutet KDF nichts besonders; «K» hieß die angerufene Station, «DF» die rufende!

Außer einer großen Zahl von Drückebergern, die hier dank irgendwelchen guten Beziehungen fern vom damals noch siegenden Vaterland leben konnten und dafür eben umso lauter ihre Nazi-Gesinnung zur Schau trugen, wohnten in unserem Kurort auch wirklich bemitleidenswerte Menschen, so einige echte Emigranten. Den tiefsten Eindruck hinterließen mir jene armen Teufel, die von Zeit zu Zeit aus der Augenheilstätte zu uns herunterstiegen, um bei uns Briefmarken zu kaufen: Wenn es ans Zahlen ging, legten sie jeweils den Geldbeutel vor mich hin mit der Bemerkung: «Bitte nehmen Sie, was Ihnen gehört; ich kann es leider nicht sehen.»

Der internationale Postdienst litt damals stark unter den Kriegshandlungen. Briefe von und nach London waren mindestens zwei Wochen unterwegs, weil sie über Portugal geleitet werden mußten. Und weite Gebiete des Erdballs waren wochen- oder monatelang für Postsendungen aus der Schweiz unerreichbar. Für Warensendungen und Telegramme bestanden unzählige und komplizierte Einschränkungen.

Drucksachen waren – und sind auch heute noch – vom Postpersonal stichprobenweise darauf hin zu prüfen, ob nicht unter Umgehung der Brieftaxe schriftliche Nachrichten geschmuggelt werden. So erregte eines Tages eine große Zeitungsrolle den Verdacht eines älteren Kollegen, der wegen seines trockenen Humors und seiner philosophischen Bemerkungen beim Publikum sehr beliebt war. Er löste die Umhüllung, faltete die dicke Zeitschrift auseinander, und siehe da: Die ersten und die letzten Blätter des Heftes waren in Ordnung, die übrigen aber waren so ausgeschnitten, daß nur ein schmaler Rand übrigblieb. Im derart angefertigten Hohlraum eingebettet lagen ... Schweißblätter.

Und was tat der Kollege mit dieser ganz vorschriftswidrigen «Drucksache»? Er besah sich vorerst die Adresse. Die Sendung war an einen Insassen eines «Arbeitslagers» in Frankreich gerichtet. Der Kollege murmelte etwas wie «armer Kerl», packte das Ganze fein säuberlich zusammen und spedierte die «Drucksache».

Als ihr Absender ein paar Tage später wieder am Schalter erschien, bemerkte dieser Beamte ganz nebenbei: «Hoffentlich kommen die Schweißblätter gut an». Damit war für ihn der Fall erledigt, der ertappte Aufgeber erschrak allerdings gewaltig. Es war ihm selbstverständlich nicht um eine Taxumgehung gegangen, sondern er hatte mit Hilfe dieses Tricks versucht, seinem Verwandten die so ersehnten Gebrauchsgegenstände zukommen zu lassen. Warensendungen, die als solche deklariert waren, erreichten aber erfahrungsgemäß die Lagerinsassen nie. Diese Beweggründe hatte der Kollege sofort durchschaut und deshalb beide Augen zugedrückt.

Billets doux

Der gleiche Beamte konnte aber auch eine recht strenge Amtsmiene aufsetzen. Da hatten wir einmal einen sonderbaren Postlagerbrief.

Er trug als Adresse außer dem vollen Namen eines Fräuleins auch dessen Anfangsbuchstaben. Wie nun eine sehr junge Dame am Schalter möglichst selbstsicher «postlagernd G. L.» verlangte, holte der Kollege den Brief, setzte besagte Miene auf, besah sich am Schalter nochmals eingehend die Adresse und fragte dann: «Ja, G. L., und was noch? Wie ist Ihr Name?» Worauf das Fräulein ganz entsetzt entgegnete: «Hat er denn das auch drauf geschrieben?» und ihren Namen preisgab, den sie doch so gerne verheimlicht hätte. Da wechselte mein Kollege blitzschnell die Maske und händigte mit einem verständnisvollen, herzlichen Lachen der feuerrot angelaufenen Schönen das billet doux aus: «Dä heds halt no nid begriffa, gällend Sie?»

Nach den Vorschriften dürfen postlagernde Sendungen nur an Empfänger ausgeliefert werden, die 18 Jahre alt sind. Nun ist es aber oft recht schwierig, das Alter eines jüngeren Menschen zuverlässig zu schätzen, vor allem bei Damen. Was ist zu tun, wenn so ein holder Käfer einen postlagernden Brief verlangt? Es gibt da verschiedene Möglichkeiten. Man kann dem Fräulein im Zweifelsfalle liebenswürdig bedauernd erklären, leider seien nur über 18jährige Personen zur Entgegennahme von Postlagersendungen berechtigt. Wenn sie dann geniert stillschweigend abzieht, ist sie sicher jünger. Wenn sie aber insistiert, nötigenfalls unter Tränen, sie sei doch älter, dann... ist sie vielleicht bloß raffinierter. Daneben gibt es freilich noch den Weg des geringsten Widerstandes: man drückt (bildlich gesprochen) beide Augen zu, händigt der Beglückten das rosarote oder himmelblaue Brieflein aus und freut sich ein wenig mit an ihrer Freude.

Der Zufall wollte es, daß ich in meinem ersten Lehrbüro auch noch das letzte Zipfelchen der Morse-Romantik erhaschen konnte. Das geheimnisvolle Ticken hatte es mir gleich angetan. Mit Feuereifer begann ich zu morsen, und bald konnte ich es besser als die Ablösung, die gelegentlich meinen Chef zu vertreten hatte. Mein Stolz war nicht gering, wenn so ein Stellvertreter es vorzog, ein von ihm am Schalter entgegengenommenes Telegramm mir, dem «Stift», zur Übermittlung abzutreten. Ja, so ein Morseapparat, der hatte es noch in sich. Da kamen noch nicht fixfertige Depeschen heraus; es brauchte noch Kopfarbeit.

Doch mußte auch diese Nachrichtenübermittlung mit der Entwicklung der Technik Schritt halten, und damit ist heute auch die sagenhafte Morse-Geheimsprache verschwunden, von der mir mein Vorgesetzter noch andeutungsweise sprach.

Meine Neugier wurde einmal dadurch geweckt, daß ich den Chef am Morseapparat verschiedene Tiernamen aufsagen hörte, bevor er mit wütender Gebärde ganz abgehackt zu «spielen» begann, keine Worte, sondern immer nur einen Punkt, und die Gegenstation antwortete ebenso. Befragt, was er mit diesen einzelnen Punkten (Buchstabe E) bezwecke, erklärte er, das sei unter Morsetelegraphisten die Abkürzung für Esel. Es gab noch andere solche Zeichen, wie zum Beispiel – . . – (= X), das so viel wie «Kuß» hieß.

Für nervöse Menschen hatte der Morseapparat allerdings auch seine Tücken. Ich erinnere mich da an eine Beamtin, die ein Telegramm aus Görömbölytapolca «quittieren» und diesen schönen Ortsnamen wiederholen sollte. Etwa beim zehnten Versuch brach sie in Tränen aus und war «einfach fertig». Ich, der Stift, jetzt schon im zweiten Lehrjahr, mußte eingreifen und die Situation zu retten versuchen, bevor die Gegenstation anfing, lauter «E» zu senden.

In der Nähe unseres Büros befand sich ein Institut, das sich mit medizinischen Forschungen befaßte. Es erhielt von Ärzten aus der ganzen Schweiz Untersuchungsmaterial in Gläschen zugesandt, welche meistens in kleinen Holzbehältern steckten. Diese Miniaturkisten waren mit einem drehbaren Deckel verschlossen, der noch mit einem kleinen Riegel gesichert war. Über den Verschluß klebten die meisten Absender ein Stück Heftpflaster – aber eben leider nicht alle. Als ich einmal den Inhalt des eben angekommenen Postsackes auf den metallbeschlagenen Auspacktisch leerte, gab es Scherben: So ein Kistchen hatte sich geöffnet, das Fläschchen war herausgefallen und zerbrochen, und neben dem leeren Holztruckli und verschiedenen Brief- und Zeittungsbündeln lag in einer Flüssigkeit ein sonderbares, längliches Etwas. Auf unsern Telephonanruf hin kam eine Laborantin des Institutes in blütenweißer Schürze herbeigeeilt, besah sich die Bescherung, sagte: «Ach, nur ein Blinddarm!» – und schwebte, das sonderbare Ding zwischen Daumen und Zeigefinger geklemmt, zur Tür hinaus.

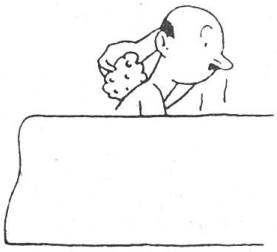
Nicht alle können höflich sein

Nach der Lehrabschlußprüfung wird das «Versetztwerden» zur Regel, denn der junge Beamte hat überall dort einzuspringen, wo jemand wegen Ferien, Krankheit oder Militärdienstleistung ausfällt. Die Versetzungen dienen aber auch der umfassenden praktischen Ausbildung in den verschiedenen Dienstzweigen. Dazu gehört ein Welschlandaufenthalt von mehreren Monaten, der meistens zu den abwechslungsreichsten Abschnitten einer Pöstlerlaufbahn zählt. Da lernt man nicht nur die Tücken des Fendant und Malvoisie, sondern auch die ganz andere Art unserer Confédérés kennen.

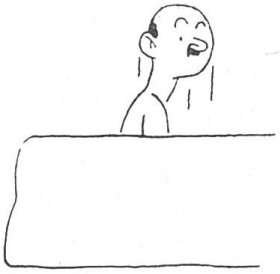
Nach Abschluß der Lehrzeit brach also auch für mich die Freiheit aus. Mein erster Dienstort lag im Welschland, wo ich meine Französischkenntnisse vervollkommnen sollte. Das war aber gar nicht so einfach, denn neben mir am Schalter stand ein anderer Deutschschwei-

Der kleine Familienfilm

1) Steigt in heisses Bad.



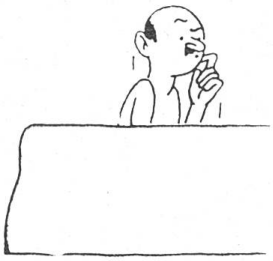
2) Telephon läutet.



3) Horcht, ob es für ihn ist.

4) Ruft, warum nimmt niemand das Telephon ab?

5) Stille. Nur das Telephon läutet.



6) Erinnert sich, dass Frau schnell zur Nachbarin gegangen ist.

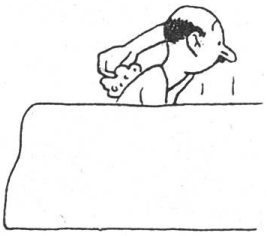
7) Murmelt, so soll es läuten und badet weiter.

8) Wenn es doch aufhören würde zu läuten! Fragt sich, ob es wohl etwas Wichtiges sei.

9) Hält es nicht mehr aus. Trocknet sich notdürftig ab.

10) Zieht Bademantel an, noch halb nass. Telephon läutet nicht mehr.

11) Horcht vergeblich. Brummt und steigt wieder ins Bad.



12) Sofort beginnt Telephon wieder zu läuten. Seufzt und badet weiter.

zer. «Arthür» war die große Attraktion unseres Büros und des Städtchens, ein blonder Hüne und ein wahrer Adonis. Die Mädchen wären fast auf Telegraphenstangen geklettert, um ihn zu besichtigen. Wie haben wir uns amüsiert über die Renées, Madeleines, Yvettes, Lucettes und Simones, die fünf-, sechsmal an einem Tag pro forma eine einzelne Marke oder ein Einzahlungsscheinformular holen kamen ... und die enttäuscht abzogen, wenn Arthurs Schalter geschlossen war. Mich haben sie kaum beachtet.

Mehr Glück hatte ich mit den kleinen Kindern. Das zeigte sich immer wieder an den vielen Posten, wo ich hinter dem Schalter stand. Kam doch da einmal, als ich schon wieder in der Deutschschweiz arbeitete, ein stupsnasiges Maitli und erzählte umständlich, sein Vater habe ihm aufgetragen, auf der Post ein «Adreßänderungsgebähren» zu holen. Und ein Bub legte einmal einen Zweifränkler vor mich hin und verlangte kurz «zäh Zwänzger». Als ich ihm, im Glauben, er wolle Münz, die Zwänzgerli vorzuzählen begann, wehrte er mit verächtlicher Miene ab: «Margge, du Narr!» – Ein anderer klagte mit Tränen in den Augen, er habe den Geldbeutel in den Briefkasten geworfen statt die Briefe: ob wir ihm wohl helfen könnten? – Und als der Basler Bürgermeister Wettstein die Fünfermarke zierte, erschienen einmal an meinem Schalter des Automobilpostbüros vor der Mustermessehalle vorerst vier schmutzige Finger, dann ein Haarschopf, zwei Augen, eine laubfleckige Nase, ein lachender Mund, und schließlich fragte ein Dreikäsehoch: «Hän Si no Schüttstaimargge?»

Ein Lehrer gestand mir einmal, er gehe nur ungern zur Post, denn er fühle sich nirgends so unsicher und unbeholfen wie vor einem Schalter. Durch seine Offenheit ermutigt, rückte auch ich mit meinem Geständnis heraus: Gerade seine Berufskolleginnen und -kollegen gehörten zu unseren schwierigsten Kunden. Du lieber Himmel, was gibt es unter denen für komplizierte Kreaturen! Wenn es beispielsweise um die Planung einer Schulreise geht! Alle Kombinationen wollen sie wissen, tun, wie wenn sie nicht Fahrplan lesen könnten und haben oftmals eine Leitung – bis nach Bern.

Eine ältere «Jumpfer» streckte mir einst spätabends am Dringlichschalter einer Großstadt kurzerhand einen Papiersack voll Kleingeld durch den Schalter mit dem Auftrag: «Wechseln.» Ich verlangte, daß die einzelnen Münzsorten sortiert und davon wenn möglich Rollen angefertigt würden, denn ich könne die übrigen Kunden, die hier Eilsendungen aufgeben möchten, nicht so lange warten lassen. Nebenbei fragte ich dann, wieviel Geld sie eigentlich in ihrem Papiersack habe. – Das wisse sie nicht, darum komme sie ja auf die Post! war die Antwort.

Da stach mich der Haber: ich fragte die Unbekannte, von welcher Schule sie komme, denn für mich stand fest, daß es sich nur um eine «Lehrgotte» handeln konnte. Arglos, den versteckten Spott nicht erkennend – im Gegensatz zum wartenden Publikum, das zu kichern begann – nannte sie den Namen des Schulhauses, in dem sie als Erzieherin wirkte ... Freude überall – außer bei ihr.

Grobe Kunden sind eher selten. Immerhin: Als ich einmal bei Türschluß das Scherengitter bewachte, um niemanden mehr einzulassen, während die letzten Klienten noch zu Ende bedient wurden, trug mir ein rabiater Geselle eine Tracht Prügel an, wenn ich ihn nicht augenblicklich durchschlüpfen lasse. Vom Dringlichschalter, wo er einen Zuschlag entrichten mußte, wollte er nichts wissen. Die Drohung war durchaus ernst zu nehmen, denn es war im Wallis, wo es bekanntlich manchmal etwas hitzig zugeht. Aber auch dort wird nicht alles so heiß gegessen wie angerichtet – und die Tracht Prügel blieb aus. Netter fand ich schon jenen Engländer, der mir, dem jungen Lehrling, einen Zweifränkler in die Hand drückte mit der Bemerkung «buy a coffee after», weil ich meine dürftigen Schul-Englischkenntnisse zusammengerafft hatte, um ihm mühsam die gewünschte Auskunft zu geben.

Von einem Weihnachtserlebnis möchte ich noch berichten, das einem Kollegen widerfahren ist: Anfangs Dezember stellte er in seiner Kasse einen Fehlbetrag von hundert Franken fest. Alles Punktieren, Suchen und Zählen half nichts. Alle übrigen Kassen des Amtes stimmten. Ein Irrtum bei einem internen Wechselgeschäft kam deshalb nicht in Frage. Und dem Beamten blieb also nichts anderes übrig, als den Schaden zu decken. Wehmütig und schweren Herzens verabschiedete er sich von dem «blauen Lappen», indem er mit der Hand zärtlich darüber strich, bevor er ihn in die Kasse legte.

Dann schrieb er an alle jene Kunden, die

am fraglichen Tage größere Beträge einbezahlt hatten, einen Brief, erzählte von seinem Mißgeschick und bat sie, auch ihre Kasse darauf zu prüfen, ob allenfalls ein Irrtum unbemerkt geblieben sei. Einige der Adressaten meldeten sich, aber keiner wußte etwas von einem Hunderter, den er zu viel gehabt hätte.

Da erschien drei Tage vor Weihnachten ein älterer Herr mit wallendem weißem Bart am Schalter und verlangte den Beamten zu sprechen, der vor drei Wochen wegen einer Kassendifferenz geschrieben habe. Er drückte unserem Kollegen eine Hunderternote in die Hand und erklärte, er sei damals gleich nach Erledigung seiner Postgeschäfte verreist und habe sich keine Post nachschicken lassen. Gestern abend sei er nun zurückgekehrt und habe unter anderem auch diesen Brief vorgefunden. Es sei ihm allerdings mit dem besten Willen nicht mehr möglich, festzustellen, ob der Fehler bei ihm passiert sei oder nicht. Doch das sei jetzt nebensächlich. Es genüge ihm zu wissen, daß der Schaden behoben sei.

Da konnte mein Kollege nur noch «Danke, und ... schöne Weihnachten» sagen.

Vierbeiner im Briefkasten

Als Schalterkunden treten zwar Tiere in der Regel nicht in Erscheinung. Kleine Lebewesen sind aber zum Posttransport zugelassen. Solche Sendungen sollten auf alle Fälle nicht über Nacht unterwegs sein. Denn was soll ein Pöstler tun, wenn eine Kiste mit den vor Durst jämmerlich piepsenden Küken bei einer Umleitstelle eintrifft, wenn aber keine Beförderungsmöglichkeit zum Bestimmungsort mehr besteht? Sofort die Annahmestelle aufläuten und dem Posthalter alle Schande sagen, weil er den Fahrplan nicht besser studiert hat? Damit ist den kleinen Viechern nicht geholfen. Sie wollen sachgemäß gefüttert und getränkt sein, wenn sie die Nacht lebend überstehen sollten. Zum Glück hatte ich in einem solchen Fall in der Nähe eine sachverständige Bäuerin, die rettend eingreifen konnte!

Katzen haben unglaublich harte Köpfe, wenn sie Hunger leiden oder sich ängstigen. Es glauben viele, ein Korb mit einem darüber genähten Stück Tuch genüge vollauf als Verpackung für das der Tante Miggeli zu sendende Büüssi. Sie sollten einmal sehen, wie ausdauernd das Tierchen mit seinem Schädel bohrt! Sobald aber Schnur oder Tuch irgendwo so weit nachgeben, daß das Büüssi mit einer Tatze durchdringen kann, dauert es meistens nicht mehr lang, bis die Freiheit vollends erkämpft ist.

VEXIERBILD

Wo ist Fritz?

Von Vögeln, die in Hausbriefkästen nisten, hört man hie und da. Eine Katze in einem Postbriefkasten dürfte schon eher eine Seltenheit sein. Die folgende Geschichte hat sich einmal in Luzern zugetragen, als die Briefkastenleerer noch nicht mit einem gelben Volkswagen vorfuhren wie heute: Ein Pöstler aus dem Tessin traf auf seinem Kastenleerungsrundgang im heftigen Schneesturm eine jämmerlich miauende Katze. Voll Erbarmen sperrte er das Tierchen in den geleerten Briefkasten, um es vor der Unbill der Witterung zu schützen. Bis er seine Diensttour beendigt hätte, so dachte er, würde der Sturm wohl etwas nachlassen; dann wollte er dem Kätzchen die Freiheit zurückgeben.

Während er weiter seinen Briefkästen nachging, nahm jedoch das Verhängnis seinen Lauf. Der Zwangsaufenthalt der Katze wollte von einer Dame seiner Bestimmung gemäß benützt werden. Als sie aber ihre Briefe in den Schlitz steckte – fuhr ihr eine krallenbewehrte Tatze entgegen! Entsetzt eilte sie auf das nächste Postamt, um diesen Vorfall zu melden. Und als sie mit einem Beamten zusammen an den «Tatort» zurückkehrte, hatten sich beim Kasten bereits mehrere Personen angesammelt, die beim Briefeinwerfen ebenfalls durch die

Tatze im Schlitz und ein aufgebrachtes Miauen im Kasteninnern erschreckt worden waren.

In diesem Augenblick aber kam der Kastenleerer zurück, um seinen undankbaren Schützling zu befreien. Als er die Menschenansammlung und in ihrer Mitte gar seinen Vorgesetzten gewahrte, schwante ihm Ungutes. Dennoch drückte er sich nicht davon, sondern zückte den Schlüssel und öffnete den Kasten. Ohne viel Federlesens verschwand die Katze; wie sahen aber die Briefe aus! In seiner Angst hatte das Tierchen nicht nur Adressen und Frankaturen zerkratzt, sondern auch einiges fallen gelassen, was nicht auf Briefe gehört.

Eine der anwesenden Frauen erkannte die schwierige Lage, in die der Tessiner Tierfreund geraten war und sandte eine Bittschrift an die Kreispostdirektion, man möge dem Angestellten in Anbetracht seiner edlen Gesinnung jede Strafe erlassen.

Der Handel lief gleichwohl nicht ohne eine Buße ab, die der Mann gelassen auf sich nahm. Ausgesprochen sauer reagierte aber der Tessiner auf anzügliche Bemerkungen seiner Kollegen, er habe sich wohl einen Festtagsbraten für die bevorstehenden Weihnachtstage verschaffen wollen. Wer noch einmal etwas Derartiges äußere, drohte er finsteren Blickes, werde mit dem Friedensrichter Bekanntschaft machen!

Katzen stehen bisweilen aber nicht nur im Schutz, sondern auch im Dienste der Post. Im Freiburger Postamt hatte man den Mäusen zu Leibe rücken wollen, die sich mit Vorliebe an den Postsendungen gütlich taten. Die Erfahrungen waren jedoch schlecht: Auch die Katzen zogen es vor, an den Postpaketen herumzuknabbern, anstatt Mäuse zu fangen. Die Berner Umleitstelle für Pakete wurde kurz darauf ebenfalls von den kleinen Nagern heimgesucht. Nach dem Fehlschlag des Freiburger Experiments verzichtete man hier auf die Hilfe eines Vierbeiners und zog einen erfahrenen Mauser bei, der denn auch radikal aufräumte.

Nachtschwärmer

Auch aus dem Nachtdienst möchte ich noch ein paar Müsterchen erzählen: Daß der Frühdienstbeamte hie und da nicht zur Zeit erscheint, ist dem Leser vielleicht verständlich, denn um zwei oder drei Uhr Tagwache zu machen, ist nicht jedermanns Sache! Manchmal bleibt nichts anderes übrig, als den Siebenschläfer mitsamt Familie oder Logisgeber durch das Telephon aus den Träumen zu reißen. Oder der Telegraphenausläufer wird beauftragt, mit dem Klingelknopf Alarm zu läuten.

Ist die Ablösung da, macht sich der Abgelöste in der Regel auf dem kürzesten Weg heim ins Bett. Die wenigsten benötigen vorher noch einen Schlummertrunk. Immerhin habe ich auch solche gekannt, die jeweils die Fischerrute mit ins Büro nahmen, um nach Dienstschluß um vier Uhr früh sofort den Wassertieren auf den Leib rücken zu können.

Nach dem Nachtdienst erlebt man auf dem Heimweg als Belohnung immer wieder jene wunderbare Stille, welche in den sonst so lärmigen Gassen der Stadt herrscht. Die unangenehmen Gerüche des Tages haben einer reinen Luft Platz gemacht. Nur da und dort dringt aus einem Kellerfenster der Duft frischgebackenen Brotes. Und die Außenquartiere liegen menschenleer da – es sei denn in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag.

Nicht immer aber haben wir «Nachtvögel» es leicht, nach dem Nachtdienst heimzukommen oder im Frühdienst die Arbeitsstätte zu erreichen. Ich erinnere mich an einen Wintermorgen, an dem es, als ich mich um drei Uhr erhob, in Strömen regnete. Drei Viertelstunden später, als ich mit dem Velo vor das Haus trat, strahlte ein klarer Sternenhimmel über einer eisig kalten Nacht. Ich ließ es bei einem Versuch, das Velo zu besteigen, bewenden und zog vor, den dreiviertelstündigen Weg ausnahmsweise zu Fuß zurückzulegen. Jeder Hag, jeder Ast, jedes Mäuerchen und jeder «Bsetzistein» war mit einer dicken Schicht Glatteis überzogen... ausgeschlossen, mit dem Fahrrad auch nur einige Meter vorwärts zu kommen. Also zurück in den Keller mit dem Vehikel. Dann zwei alte wollene Socken als notdürftigen Gleitschutz über die Schuhe gestülpt – und los gings zu Fuß. So weit die Straße von Grünstreifen mit Alleebäumen gesäumt war, kam ich auf dem Gras ganz gut vorwärts. Auf dem Asphalt des Trottoirs aber oder gar auf der Bsetzisteinstraße hatte ich dauernd mit dem Gleichgewicht zu kämpfen. Ein Glück, daß die Brücke, die das Außenquartier mit der Stadt verband, über ein solides Eisengeländer verfügte, an dem ich mich, halb haltend, halb ziehend, auf die andere Seite hinüberarbeitete – wie ein einjähriger Knirps in seinem Lauf-

gitter. Von der ersten Telephonkabine aus teilte ich dem Nachtdienst mit, ich sei unterwegs, werde aber mit einer guten halben Stunde Verspätung im Büro eintreffen. Das war höhere Macht.. und wurde deshalb entschuldigt.

Noch andere Gefahren lauern dem «Nachtschwärmer»: Einer meiner Kollegen hatte einst um drei Uhr Dienstbeginn in einem Bahnpostwagen. Wie er erwachte, zeigte sein Wecker zwanzig vor drei! Mit einem Satz flog er aus dem Bett, stürzte sich in Hose, Hemd, Kittel und Schuhe, warf den Mantel über und sauste nach wenigen Sekunden aus seiner Junggesellenbude, die Treppe hinab und zur Haustüre hinaus. Viel weiter kam er nicht: Zwei Polizisten versperrten ihm den Weg!

Mißtrauisch betrachteten sie seine mangelhafte Bekleidung. Begreiflich, denn wer rennt schon im Winter zu nachtschlafender Zeit mit offenem Hemd und fliegenden Mantelschössen in der Welt herum, wenn er ein gutes Gewissen hat? Was er in jenem Hause getan habe, wohin er in diesem Aufzug wolle, warum er es so eilig habe? Das alles wollten die Hüter der Ordnung wissen. Zum Glück hatte er in seinem bereits am Vorabend bereitgestellten «Hebammenköfferchen» außer den für den Bahnpostdienst nötigen Utensilien auch einen Ausweis, mit dem er den wachsamen Augen des Gesetzes beweisen konnte, daß er zu einer besonderen und ungefährlichen Sorte von Nachtschwärmern gehörte.

Zur Nacht gehört auch der Dringlichschalter. Unter einem solchen versteht man bekanntlich die Stelle, wo nach Schalterschluß und vor Schalteröffnung Postsendungen aufgegeben oder abgeholt werden können. Für diese außerhalb der ordentlichen Öffnungszeiten erfolgende Bedienung wird, soweit es sich nicht um Eilsendungen handelt, eine besondere Gebühr erhoben. Während vieler Jahre betrug diese nur 20 Rappen für jeden einzuschreibenden Gegenstand oder jede andere Bedienung. Diese lächerlich niedrige Gebühr war für viele geradezu ein Anreiz, den hinter der Front Dienst tuenden Beamten herauszuläuten.

Als die Dringlichgebühr jedoch auf das Doppelte erhöht wurde, gab es ein großes Geschrei! Während der ersten Zeit der Neuerung mußten wir Beamte uns allerhand Anwürfe gefallen lassen. Wir waren mit einem Mal zu «geldgierigen Staatsbürokraten» geworden und unser Land zu einer «Bürokratendiktatur, die von einem Tag auf den andern neue Steuern einführt». Wer gar auf die Idee verfiel, die Dringlichgebühr fließe in die Tasche des bedienenden Beamten, legte sich keinen Zwang an in der Auswahl mehr persönlicher Liebenswürdigkeiten... Beamtenbeleidigung?

Eines Abends kam eine große, ausnehmend hübsche Dame an den Dringlichschalter und strahlte mich mit einem liebreizenden Lächeln an, wie es Gottfried Keller vorgeschwebt sein muß, als er die erste Begegnung zwischen Justine und Jukundus in seinem «Verlorenen Lachen» beschrieb. Und was wünschte «meine» Justine?

Sie kam von irgendeiner diplomatischen Vertretung und brachte einen ganzen Stoß einzuschreibender Briefe, die angeblich sehr dringend fortmußten. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß um diese Zeit jeder einzelne Brief vierzig Rappen Zuschlag koste. Aber das beeindruckte sie nicht im geringsten. «Sie machen doch sicher eine Ausnahme für mich», flüsterte sie mit flehendem Lächeln. Ein steinerweichender Augenaufschlag folgte dem andern, ein seelenvollerer Blick nach dem andern sollte das harte Beamtenherz erweichen. Doch wie der Mann hinterm Schalter verneinend den Kopf schüttelte, vollzog sich eine sonderbare Metamorphose: Erstens waren die Briefe plötzlich nicht mehr dringend, denn sie wurden wieder in der Tasche verstaut, und zweitens verwandelte sich die liebenswürdige Justine in ein wutschnaubendes, fauchendes, ja fluchendes Frauenzimmer, das, um bei der gleichen Kellerschen Erzählung zu bleiben, am besten mit dem keifenden Ölweib verglichen wird....

Määrggele trotz allem

Durch die Philatelie bin ich zu meinem Beruf gekommen, durch meinen Beruf habe ich aber auch in vielen Jahren die Philatelisten kennengelernt. Du lieber Himmel, wie viele Schattierungen gibt es doch, vom Berufsphilatelisten, dem Händler, bis zum jugendlichen Anfänger! Freilich haben die Sammler ein Recht auf besonders sorgfältige Bedienung, denn die von ihnen erstandenen Wertzeichen wandern zu einem großen Teil direkt ins Album, ohne daß die Post für den ausgelegten Betrag eine Gegenleistung in Form eines Transports erbringen müßte.

Ich durfte einmal zehn Tage lang an einer internationalen Briefmarkenausstellung Schalterdienst besorgen. Mit Begeisterung ging ich hin, aber nach zehn Tagen war ich heilfroh, diesem Hexenkessel entrinnen zu können. Einer der Aussteller fragte mich immer wieder, ob ich seine große Rußland-Sammlung schon gesehen habe. Vermutlich hat er mich nicht begriffen, als ich ihm wahrheitsgetreu erklärte, ich benütze jede freie Minute, um aus diesem Gebäude hinauszukommen. Von der Ausstellung habe ich denn auch praktisch nichts gesehen, nicht aus Mangel an Interesse, sondern aus Überdruß.

Was die Leute alles für Sonderwünsche haben! Der eine will den Stempelabdruck nur auf den Markenzähnen, der andere wünscht einen «Volltreffer», der dritte schwört auf Eckstempel oben links, der vierte akzeptiert ihn nur unten rechts. Dann gibt es natürlich auch solche, die an jeder Stempelung etwas auszusetzen haben. Mit solchen Stänkerern verfährt man am besten so: Man drückt ihnen den Stempel in die Hand und lädt sie freundlich ein, die Stempelung selber wunschgemäß zu besorgen. Ich kenne keinen, der es ein zweites Mal versucht hätte! Denn das Stempeln ist weit schwieriger, als es den Anschein hat. Es braucht lange Übung, besonders auch deshalb, weil kein Stempel gleich wie der andere, keine Unterlage gleich wie die andere ist.

Am schlimmsten sind jene, die überhaupt nichts von Philatelie verstehen: Sie sammeln aus lauter Nachahmungstrieb oder weil sie nicht wissen, was sie mit ihrem Geld anfangen sollen. An der Ausstellung kam diese Gattung Sammler scharenweise zu uns. Sie paßten gut auf, was der Vordermann kaufte und ahmten ihn prompt nach, auch wenn es sich um die ausgefallenste Idee handelte. Ganz Täppische nahmen den eben erst erstandenen Ausstellungsblock derart in die Hand, daß sie mit dem Daumen den frischen Stempelabdruck gleich verschmierten, und Einzelmarken wurden von ihnen einfach in den Geldbeutel gesteckt. Wenn sie später dort schmutzig und mit umgebogenen Rändern wieder zum Vorschein kommen, scheint das die Besitzerfreude ihrer Erwerber nicht zu stören. Selbstverständlich sind das keine richtigen Philatelisten, sondern bloß Auch-Sammler, Mitläufer.

Dem Sammeln sind ja schlechthin keine Grenzen gesetzt. Am Eröffnungstag der Ausstellung kam einmal einer mit einer Menukarte des offiziellen Festbanketts daher, die er mit dem Ausstellungsstempel versehen haben wollte: Der Herr Bundespräsident habe ihm bereits sein Autogramm auf die Karte gegeben! Ein anderer brachte gleich ein ganzes Album daher mit vielen ungestempelten Schweizermarken und wünschte, daß alle noch gültigen im Album drin mit dem Ausstellungsstempel entwertet würden.

Der Widerwille gegen die Philatelie, der mich an der Ausstellung befallen hatte, war glücklicherweise nur von kurzer Dauer. In der Freizeit beschäftige ich mich, wie ehedem, am liebsten mit den kleinen, gezähnten Papierfetzchen, die seit ihrer Einführung als Quittung für bezahlte Postgebühren vor rund 120 Jahren eine beachtliche Wandlung durchgemacht haben. Zu meinen liebsten und zugleich wertvollsten Sammelstücken gehört die Sonderserie zum Waffenstillstand 1945 mit der Aufschrift: «Pax hominibus bonae voluntatis» – «Friede den Menschen guten Willens» –, ein Wort, das auch in unserer Zeit seine Bedeutung nicht verloren hat!

Da musste ich lachen . . .

Vor einigen Jahren hatte ich einer Bekannten die reizende Geschichte vom spanischen Eselchen Platero von Juan Ramón Jiménez, die mich sehr entzückt hatte, zum Geburtstag geschenkt.

Als ich dieses Jahr meine Geburtstagsgeschenke auspackte, trat mir aus einem grauen Briefumschlag dasselbe Inselbändchen wieder entgegen. Dazu schrieb dieselbe Bekannte zu den üblichen Glückwünschen: «Ich hoffe, daß Dir dieses Büchlein Spaß macht. Es soll sehr hübsch sein; ich habe es nicht gelesen . . .»

B. S. in Ch.